Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 37 Marburg i. H., den 12. September 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Psalm 46 — Lutherworte — Lehren des Burenkrieges — Aus Ludwig Holbergs Pariser Erlebnissen — Die Entstehung des Neuen Testaments (Jülichers Einleitung) — Verschiedenes: Unter den Wolken (Aram); Aus Litteratur und Kunst; Zu den „Lehren des Burenkrieges"; Kleine Mitteilungen: Versammlungen; evangelisch-kirchliche Organisation in Steiermark — Anzeigen

Psalm 46

Jahve ist uns Zuflucht und Schutz,
als Hilfe in Nöten gewaltig erfunden!
Drum beben wir nicht, wenn die Erde weicht,
wenn Berge taumeln mitten ins Meer!
Wenn seine Wasser brausen und gähren,
Berge erbeben vor seinem Uebermut:
Jahve Zebaoth ist mit uns,
eine Burg ist uns Jakobs Gott!

Eines Stromes Arme erfreuen die Gottesstadt,
die heiligste der Wohnungen des Höchsten!
Jahve in ihrer Mitten, so wankt sie nicht;
Jahve hilft ihr, da der Morgen naht.
Völker erbrausten, Reiche wogten;
er fuhr sie an, daß die Erde erbebte!
Jahve Zebaoth ist mit uns,
eine Burg ist uns Jakobs Gott!

Nun kommt und schauet Jahves Werke,
der Ungeheures auf Erden gethan!
Der den Kriegen steuert bis zum Ende der Welt,
der Bogen zerbricht, und Lanzen stumpf macht,
Schilde verbrennt er mit Feuer!
„Lasset ab und erkennet, daß ich Jahve bin,
hoch unter den Völkern, hoch auf Erden!"
Jahve Zebaoth ist mit uns,
eine Burg ist uns Jakobs Gott!

Der Psalm ist ein eschatologisches Lied wie Psalm 149.*) Seine Farben sind dem gewaltigen eschatologischen Weltdrama entnommen, das der Verkündigung der großen schriftstellerischen Propheten zu Grunde liegt, und an das auch das Judentum glaubte.

Mit großartigen Worten des Glaubens und der unerschütterlichen Zuversicht setzt das Lied ein. Schreckliche Nöte — so lautet die alte Weissagung — werden in den letzten Tagen über die Erde kommen; furchtbare Wehen, in denen das Neue gekreißt wird, ein ungeheures Erdbeben, da die Erde von ihren Grundvesten weicht und das Höchste dem Tiefsten gleich wird, da „die Berge taumeln mitten ins Meer". Aber in all den Kämpfen und Zuckungen, die das All ergreifen, fürchten wir Nichts! Jahve wird in dem allgemeinen Verderben ein Asyl haben. Jahve — so singt die Gemeinde im Jubellied, — seit uralten Zeiten uns Zuflucht und Schutz in allen Nöten, bleibt auch dann uns getreu! — Einst — so war geweissagt — wird eine neue Flut über die Erde kommen. (Vgl. die prophetischen Stellen Jes. 17, 12—14, Jer. 47, 2 u. a.) Wie in der Urzeit, vor der Schöpfung, des Urmeers Wasser in tosendem „Uebermut" (Hiob 38, 11) die Erde beherrschten,

*) Vgl. über diesen Psalm und über eschatologische Lieder überhaupt Nr. 49 des vorigen Jahrgangs.

bis Jahves Dräuen sie in die Tiefe scheuchte (vgl. Psalm 104, 6 ff.), so wird auch in der Endzeit das Meer sich erheben gegen Jahves Schöpfung: brausend und gährend zieht das Wasser heran; Berge erbeben vor seinem Uebermut. Aber dem Tosen des Schwalls klingt entgegen der gewaltige Choral der Ziongemeinde:

Jahve Zebaoth ist mit uns,
eine Burg ist uns Jakobs Gott!

Wie einst in der Sintflut Noahs Arche die Wasser überdauerte, so wird auch jetzt Jahves Volk auf dem Zion bleiben. Jahve Zebaoth ist der Name des Gottes der Lade Mosis, des Gottes des Tempels auf Zion. In diesem Namen beschwört die Gemeinde die wilden Wogen; vor Zion wird das neue Chaos zerschellen.

Während die erste Strophe uns so in die Zeit versetzt, da der Tag des Bösen herannaht, schildert die zweite das Erscheinen der neuen Welt und Jahves Sieg. Einst soll — so verkündete die Weissagung — das Paradies, das jetzt von der Erde entrafft ist, sich wieder hienieden offenbaren. Da wird der Strom des Paradieses mit seinen vier Armen, von dem der alte Mythus erzählte, sein lebendiges Wasser auf die Erde ergießen. Der Glaube der Ziongemeinde hatte diese Hoffnungen übernommen, aber behauptete, zu Zions und des wahren Gottes Ehre und Ruhm, daß das Paradies in Jerusalem erscheinen soll. Mit geheimnisvollen Worten verkündet das der Psalm. Den verderblichen Wassern des Frevels setzt er entgegen das Wasser der Wonne, das Gottes ist. Ein Strom wird dann mit seinen Armen die Gottesstadt „erfreuen": eitel Freude und Wonne herrscht, wo er fließt; der Dichter spielt so an den Namen des Paradieses „Garten Eden (Wonne)" an. Und eben dadurch ist Jerusalem dann beglaubigt als die wahre „Gottesstadt", als die „heiligste der Wohnungen des Höchsten", als der Sitz Gottes selbst.*) — Darum keine Furcht! Gott läßt seinen heiligsten Sitz nicht den Feinden. Gottes Hilfe erscheint, „da der Morgen naht". Auch in diesem Worte klingt Uraltes nach: im Chaos der Urzeit steht Wasser und Finsternis zusammen (1. Mose 1, 2). Auch am Ende der Dinge wird die Nacht aufs neue hereinbrechen. Aber, wenn Alles aufs höchste gekommen ist, zur Zeit der letzten Wache, ehe der Morgen anbricht, greift Gott ein (Jes. 17, 14). Das neue Licht des kommenden Tages wird Jahves großes Werk bescheinen. Und noch einmal schildert der Dichter den Tag des Bösen und Jahves Thun in wundervollem Kontrast. Einen neuen, auch uns wohlbekannten Zug aus der Eschatologie nimmt er auf. Ein ungeheurer, furchtbarer Kriegszug wird das heilige Land

*) Eine ausführliche Rechtfertigung dieser Auffassung des „Stromes" findet der Leser in meinem Kommentar zur Genesis S. 31 ff.

überfluten; der Norden wird seine Völkermassen ergießen; aber vor Zion wird der Spuk vergehen (vgl. z. B. Jes. 17, 12—14). Völker und Reiche brausen heran; da erschallt Jahves Donnerstimme und fährt sie an; so laut tönen Jahves dräuende Worte, daß die Erde darob erbebt.

So wird der Glaube bewährt; das Vertrauen war kein Wahn:

Jahve Zebaoth ist mit uns,
eine Burg ist uns Jakobs Gott!

Während die erste Strophe auf Jahves Eingreifen hofft und die zweite es als geschehend schildert, blickt nun die dritte darauf zurück. Jahves Werk ist gethan! Das Entsetzliche ist geschehen! Die Wasser sind zerronnen, die Völker zerschmettert! Jetzt ist es die Sache der Menschen, die dies Ungeheure schaudernd miterlebten, Jahves Werk zu schaun! Zur Zeit, da er handelte, durfte Niemand ihm zusehen: Gottes Walten duldet keine Zuschauer; jetzt, da er fertig ist, kommet aus Zion und schaut das Leichenfeld, das er angerichtet hat! Jetzt sind alle Waffen dahin: die Bogen zerbrochen, der Lanzen Spitzen stumpf, die Schilde verbrannt! Nie wird sich wieder eine Kriegswaffe auf Erden erheben! So schafft Jahve mit einem ungeheuren Schlage den ewigen Frieden! — Auch diese Hoffnung auf den Frieden der Endzeit gehört der prophetischen Eschatologie an (Jes. 2, 2 ff. 11, 6 ff.), und auch diese Hoffnung ist mythischen Ursprungs: einstmals soll, im „goldenen Zeitalter", unter Menschen und Tieren Gottesfriede bestanden haben. — Und nun beginnt Jahves seliges Reich! Der Psalmist greift mit kühnem Griff aus Alledem, was sich darüber sagen ließe, die Worte heraus, mit denen Jahve dann seine Thronbesteigung proklamiert. „Lasset ab", so ruft er allen Völkern zu, „von eurem bisherigen Thun": nach dem Zusammenhang ist vor allem an ihre früheren Kriege, ihre Attentate auf Zion zu denken. „Erkennet, wer ich bin! Ich heiße Jahve!" In dem Namen Jahve faßt der Enthusiasmus des Dichters, wie es auch sonst nicht selten geschieht, die ganze Allgewalt des Gottes zusammen. „Ich der höchste Herr aller Völker, König und Gott der ganzen Welt!" Und nun erklingt, durch dies erhabene Gemälde begeistert, zum dritten Male der Kehrreim seiner Gemeinde: „Jahve Zebaoth ist mit uns"; das ist der Gott, der uns hilft und uns schützt!

Ich denke, wer diese eschatologische Auffassung des Psalms kennen gelernt hat, dem wird fortan die übliche Beziehung des Liedes auf irgend ein historisches Ereignis schal erscheinen. Der Psalm ist ein prachtvoller Ausdruck der Zuversicht der Ziongemeinde; er zeigt uns, welche ungeheure Begeisterung in dieser Eschatologie lebt. Uns ist der Psalm besonders lieb, weil er Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott" angeregt hat.

Gunkel

Lutherworte

So lehret nun diese Epistel [Tit. 3, 4—8] abermal die zwei Stück: glauben und lieben, oder: Wohlthat von Gott empfahen und Wohlthat dem Nächsten erzeigen, wie denn Eines ohne das Andere nicht sein kann. Denn je fester Jemand glaubt, je fleißiger und williger er ist, seinem Nächsten zu helfen. Also treibt der Glaub die Liebe, und Liebe mehret den Glauben ....

Alle christliche Lehre, Werk und Leben kurz, klärlich, überflüssig begriffen ist in den zweien Stücken: glauben und lieben, durch welche der Mensch zwischen Gott und seinem Nächsten gesetzt wird, als ein Mittel [Medium!], das da von oben empfähet und unten wieder ausgiebt, und gleich [gleichsam] ein Gefäß oder Rohr wird, durch welches der Born göttlicher Güter ohn Unterlaß fließen soll in andere Leute.

Siehe, das sind dann recht gottförmige Menschen, welche von Gott empfahen Alles, was er hat, in Christo, und wiederum sich auch, als wären sie der Andern Götter, mit Wohlthaten beweisen. Da gehet denn der Spruch Psalm 82, 6: „Ich habe gesagt: ihr seid Götter und allesamt Kinder des Allerhöchsten." Gottes Kinder sind wir durch den Glauben, der uns [zu] Erben macht aller göttlichen Güter. Aber Götter sind wir durch die Liebe, die uns gegen unsern Nächsten wohlthätig macht. Denn göttliche Natur ist nichts Andres denn eitel Wohlthätigkeit und, als hier [Tit. 3, 4] St. Paulus sagt, Freundlichkeit und Leutseligkeit, die ihre Güter in alle Kreatur überschwänglich ausschüttet täglich.

Kirchenpostille 1522.

Lehren des Burenkrieges

1

Der Burenkrieg hat allen denen, welche die Außenwelt auch religiös erleben, viel und schwer zu schaffen gemacht. Er hat uns Arbeit gemacht innerlich. Viel mehr und viel tiefer als das Armeniermorden.

Daß die Türken, die in Kultur, Sitte, Gesinnung kaum schon auf mittelalterlicher Entwicklungsstufe stehen, darauf verfallen konnten, ein ganzes Volk, das ihnen unbequem wurde, auszurotten, das war — zumal noch Religionsverschiedenheit hinzutrat — wenigstens nicht befremdlich.

Daß aber England, das damals so empörte England, das christliche England, diesen Gedanken noch einmal denkt!

Und in wie inniger Personalunion mit seinem Christentum!

Chamberlain, der uns vor einem Jahre photographisch als Sonntagschullehrer empfohlen wurde, erklärte 1881 den diplomatischen Rückzug Englands in der Transvaalfrage als einen moralischen Sieg, dem gegenüber der materielle Verlust nicht in Betracht kommen dürfe. Das war christlich gedacht, aber es war vor der Entdeckung der Goldfelder. Der moralische Sieg wurde ihm nach der Entdeckung der Goldfelder zu teuer.

Und Balfour, der nach Chamberlain die heftigsten Reden hielt? Er gab eine Apologie des Christentums in den Druck. Und noch dazu eine gute. Er gab sie in den Druck, während er an ihrer praktischen Widerlegung arbeitete, an der Vorbereitung zu einem Raubkrieg.

Und nun der Bischof der Armenieraktion! Wie schlecht hat er die zurückgehaltene Erregung verstanden, mit der er gebeten wurde, den Freunden des englischen Christentums Waffen zu geben. Er hat sie den Feinden gegeben.*) Und scharfe Waffen! Die Feinde des englischen Christentums sagten uns damals, als wir den Aufruf für die Armenier so nachhaltig stützten, er sei nur eine Hilfsaktion für die englische Politik. Nun sie durch das Schweigen der englischen Christenheit zu den Greueln des Burenkrieges den Beweis für erbracht sehen, und wir von dem Bischof einen Gegenbeweis verlangen, — was thut er? Er benutzt die verantwortungsvolle Gelegenheit, um die in ihrer Absicht zweifelhafte durch eine wirkliche und unzweifelhafte Hilfsaktion für die englische Politik zu ersetzen. Er wirft die Verantwortung für die Leiden denen zu, die sich wehren, und denen, die sie ermuntern! Aber wie denn? Ist das nicht gerade das, was auch die Türkenfreunde damals thaten? Und mindestens mit mehr Recht, weil dort die Gegenwehr sinnlos war. Der Bischof beliebt, die damaligen Gegner nachzuahmen; aber zu ungeschickter Stunde. Denn wenn wirklich die Gegenwehr der Buren „nach Meinung aller Vernünftigen verzweifelt und hoffnungslos" wäre, so würden damit die Maßnahmen, die der Bischof verteidigen möchte, auch noch die magere Entschuldigung verlieren, welche man der ohnmächtigen Wut für ihr Gebahren zugesteht.

Inzwischen wollen wir auf diese traurige Angelegenheit zurückkommen, wenn wir in ruhigerer Stunde unsre Gedanken über nationales Christentum weiter denken: denn dies ist nationales Christentum, kleinlich orientiert, aber sehr nach dem Herzen auch unsrer Nationalisten. Daß es nationales Christentum ist, das ist die schmale und niedrige Grenze, die es von der gemeinen Heuchelei trennt. Es könnte aber uns, die wir es von außen sehen, lehren, wo die wahren Werte eines Volkscharakters — nicht ruhen, und wie der wahre Stolz eines großen Volkes — nicht aussieht.

*) Vgl. Nr. 35: Briefwechsel mit dem Bischof von Rochester.

Fahret wohl, Herr Bischof! Das „größere“ Britannien, das **wir** lieben und mit dem wir Gemeinschaft halten wollen, das in seiner Gerechtigkeit und in seinem Edelmut größer ist als das Gebiet, das die kleine Politik des kleinlichen Britannien bestreicht, das ist nicht in Eurer Kirche. Wir freuen uns aber, durch die Frau Hobhouse zu erfahren, daß es überhaupt noch da ist. Und wir hoffen, daß wir von ihr Etwas lernen für unser größeres Deutschland.

Das ist die erste Lehre des Burenkriegs, gut, aber negativ und nicht aktuell.

2

Eine andere Lehre hat die Christliche Welt schon vor fünfviertel Jahren zu formulieren gesucht. Dies schaurige Gemälde zeigt uns nicht nur das Unrecht thuende nationale Christentum, sondern auch die zuschauenden „Christlichen Staaten.“

Die Weltgeschichte beliebt ja neuerdings ihren Unterricht im Plakatstil zu erteilen.

1888 wurde der Christliche Staat nach innen beraten — allgemeine europäische Beteiligung! Nicht zehn Jahre später die Zuchthausrede und — was schlimmer — das Löbtauer Urteil. 1899 wurde der Christliche Staat nach außen beraten — allgemeine europäische Beteiligung! Noch im selben Jahre die Ablehnung des beschlossenen Schiedsgerichts und nun die offene Ungiltigkeitserklärung auch des bisher schon giltig gewesenen Völkerrechts. Und das fröhliche Zuschauen sämtlicher Haager Vertragsmächte! Denn welche Macht, die sich nicht darüber freute und zwar aufrichtig, daß England sich verblutet. Die Buren freilich! Höchst bedauerlich! Sie sind — ein „Opfer“ für den „Christlichen Staat“; insbesondere für denjenigen christlichen Staat, welcher den christlichen Weltfrieden proklamierte und nun statt ihn durchzusetzen lieber die Freude erlebt, durch das Burenopfer seinen Erzfeind loszuwerden.

Ich weiß diese Lehre über den Wert des „Christlichen Staates“ sehr wohl zu würdigen, aber sie ist mir religiös wertvoll nicht dadurch, daß wir uns mit Traub klarmachen: wir hätten „dieses Opfer unsererseits **mit verschuldet.**“*) Auch ist mir dies nicht ein viel christlicherer Gedanke, „als Gebete um Sieg für die Buren gen Himmel zu senden, und **sich selbst in ihrem Sieg gewissermaßen zu salvieren.**“ Mir scheint die Selbstsalvierung durch Gebete um Sieg der Buren, d. h. doch um Abwendung des Unrechts, durch Gebete, die doch nicht als heuchlerische gemeint sind! — religiös wertvoller zu sein als die Selbstsalvierung durch ein Schuldbekenntnis, das man ernsthafter Weise doch nicht persönlich abgeben kann; und das schließlich auch deutlich genug an andre Instanzen, nämlich an die Regierungen der Großmächte gerichtet ist.

Nein! religiös wertvoll ist die Einsicht in das Wesen des „Christlichen Staates,“ durch Armenier- und Burenblut bezahlt, erst dann, wenn sie uns solche Schutzgedanken wegnimmt und so auch solche Schuldbekenntnisse auf fremde Kosten.

Zwischen uns und den Greueln in Südafrika steht weder das englische Christentum — das ist national beschäftigt! — noch der Christliche Staat — der ist politisch beschäftigt! Wir müssen uns selber helfen.

Und damit, glaube ich, ist erst die religiöse Position erreicht.

3

Als Traub vor fünfviertel Jahren unsere Stimmung zu formulieren versuchte, that er es so, daß er irgend etwas Wertvolles aufzugreifen suchte, das uns den Untergang der Burenstaaten erträglich machen sollte, falls er eintrat.

Inzwischen steht nach unerhörten Leiden die Sache dieses Volkes entschieden besser als damals. Und — wir können es uns nicht verhehlen — diese Wendung ist eingetreten dadurch, daß in Südafrika einerseits und in Europa anderseits die Sache als **auf keinen Fall erträglich** erfunden wurde.

In der Arbeit, die diese Sachlage uns innerlich auferlegt hat, gestehe ich meine Ueberzeugung völlig geändert zu haben. Ich erinnere mich, daß ich den Traubschen Aufsatz bei seinem Erscheinen mit voller innerer Zustimmung las, während ich ihn jetzt kaum zu Ende lesen mochte.*) Aus dieser persönlichen Erfahrung heraus bin ich der Meinung, wenn ich mich jetzt gegen den Traubschen Artikel wende, mich durchaus nicht auch gegen seinen Verfasser zu wenden. Wie ich vielmehr glaube, daß Traub damals nur unsere gemeinsame Stimmung und Gesinnung ausdrückte, so glaube ich in Folgendem lediglich auszudrücken, was dieses schwere Jahr innerlich an uns geleistet hat.

Ich glaube nicht mehr an den religiösen Wert und Charakter von Gedanken, welche eine Leichenpredigt darstellen für Jemanden, der erst noch neben mir ermordet wird. Ich halte das Gefühl, daß diese Dinge unerträglich — auch religiös unerträglich — sind, für religiös wertvoller als die schönsten Generaleinsichten in die Wege Gottes. Ob nicht vielleicht Eventualtröstungen überhaupt religiös unerlaubt sind? Ich glaube jedenfalls, daß es unerlaubt ist, aus einem noch nicht zu Ende geschehenen Unglück irgend eine andere Lehre zu ziehen als die, daß dieses Unglück gehindert werden **muß**, und zwar von eben dem, der es sieht. Wen Gott zum Zeitgenossen solcher Schanddinge macht, wie sie jetzt geschehen, der hat durchaus keine religiöse Verpflichtung, Gott zu verteidigen, sondern lediglich die, das Geschehende unerträglich zu finden. Das **ist** nämlich das Einzige, was Gott uns lehren will. Unsere Art, religiös über die Dinge nachzudenken, ist vielfach noch so fürchterlich unreligiös, nämlich unbeteiligt, ungelebt! „Warum läßt Gott solche Dinge geschehen?“ Er läßt sie ja gar nicht geschehen! Alles, was wir von Gott in uns haben, bäumt sich ja doch auf dagegen! Wir könnten und sollten es doch also aus allerpersönlichster innerer Erfahrung wissen, daß Gott es eben nicht geschehen läßt.

Wen solche Dinge zum Verzweifeln bringen können, der ist unter Umständen religiös weiter, als wer noch zu schönen Gedanken über sie kommt. Denn der Verzweifelte ist vor allem in dem Schicksal drin; er erlebt es mit. Und das ist das Erste, was religiös nötig ist. Er wird auch zuerst erleben, daß er helfen **muß**.

Dies ist nun auch das, was der Anfang des neunten Johanneskapitels sagen will, den auch Traub zitiert. Die Jünger weisen auf einen Unglücklichen und fragen Jesus, was für Schuld in ihm gestraft werde. Jesus weist dieses Rechnen mit fremden Schuldposten in einiger Erregung ab: Wo wir auf ein Unglück stoßen, enthält es für uns nur eine Lehre, nämlich die Aufforderung, die „Werke Gottes“ „offenbar“ werden zu **lassen**, zu wirken die Werke des, der uns gesandt hat, „so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann“: zu helfen. Nicht nur „der rechnerisch-abwägende Geist des Judentums“ wird mit diesen Worten abgelehnt, sondern ebenso gut der rechnerisch-abwägende Geist jeder Theodicee, Verteidigung oder Entschuldigung Gottes. Geschieht ein Unglück, so bedeutet das lediglich, daß wir helfen sollen; wer statt dessen Tröstungen formuliert, hindert Gott und fällt ihm in die Rede.

In Summa: Gott ist kein Schulmeister, und Religion ist nicht Lehre. Gott ist Schöpfer, und Religion ist Schöpfung, Schaffen und Geschaffen werden. Dem Menschen ziemt Gott gegenüber nur eine Haltung: „Bildhauer Gott, schlag zu: ich bin der Stein!“

Dies ist die einzige Lehre des Burenkrieges, die selbst einen solchen Strom von Blut wert ist, und zwar deshalb, weil sie die einzige ist, die geschickt ist, diesen Strom zu dämmen!

Wie ich denn bekenne zu glauben, daß England noch in Zweifel kommen wird, welches der ihm gefährlichere Feind ist, die Empörung, die es sich in Südafrika großzieht, oder jene, die ihm innerhalb der anderen Völker unheimlich schnell erwächst. Es werden Dinge, welche vielleicht selbst das starke Gewissen des Bischofs, der den Namen Talbot trägt, einst bezwingen können.

*) Vgl. Jahrgang 1900, Nr. 23, Sp. 544.

*) Der Burenkrieg und die Gebetserhörung. Ebendort.

4

Jene leiden, damit wir helfen.

Aber wie helfen?

Durch Beten?

Es giebt eine Art Gebet, die sich in der für die christliche Predigt gewöhnlichen Schlags fast klassischen Formel ausspricht: „Und wer gar Nichts geben kann, der kann doch wenigstens beten“ — „wenigstens beten!“ köstlich!

Hier ist das Beten eine Art Thun neben der That, eine Selbstsalvierung für den Mangel der That, ein Ersatz, ein Surrogat der That. Wie das die oberflächliche Auffassung der Religion überhaupt ist, daß sie ein Gefüge von Formen ist, die vom rechten Leben dispensieren.

Diese Auffassung ist oberflächlich, aber nicht roh. Im Gegenteil, sie kann die zartesten und duftigsten Blüten treiben. Sie ist der Ausdruck einer wirklichen Schwierigkeit in der religiösen Situation des Frommen. Denn in seinem Innenleben scheint er rein und heilig sein zu können; im Thun nicht. Jede That setzt die ausdrückliche Unterlassung vieler anderer voraus, die nicht gleichzeitig gethan werden können. Außerdem giebt sich der Mensch durch die That immer in eine Verflechtung mit vielem fremden Willen. Er bleibt nicht mehr alleiniger Herr seines Lebens. Und dann vor allem, jede That hat durch den rohen Stoff der Wirklichkeit, mit dem sie sich beschäftigt, etwas Rohes, Abschreckendes. Feinfühlende Menschen haben, wenn sie ihre vielleicht unendlich zarten Gemütsbewegungen in die That umsetzen sollen, ohne weiteres den Eindruck eines Sündenfalles.

Unser Leben steht zwischen zwei Schulden. Die eine ist die ungemein deutliche des Lebens vor uns, der That. Die andere ist die undeutlich bleibende größere Schuld hinter uns, nämlich dem heiligen Schöpfungsgeist nicht zu gehorchen, der durch uns schaffen will, damit die Werke des offenbar werden, der uns gesandt hat.

In dieser Situation bedeutet das Surrogatbeten, von dem wir sprechen, den Rückzug vor der That; bei gröberen Naturen, weil sie zu anstrengend, bei zarteren, weil sie zu unzart, zu unheilig erscheint.

Es giebt aber in dieser Situation auch ein gesundes Beten, das eine stete Auseinandersetzung zwischen dem treibenden und dem kritischen Geist darstellt, zwischen dem Weltschöpfer und dem Weltrichter, eine stete Versöhnung Gottes mit sich selbst.

Dieses gesunde Beten ist eine starke, dem Frommen ohne weiteres natürliche schöpferische Vorbereitung zur That; zugleich eine Gewähr dafür, daß sein Thun, so aus Gott geschöpft, ernst, tief erwogen, ausdauernd — sieghaft werde. Und dann allerdings auch eine Gewähr dafür, daß er soviel, als es die Bedingungen seines Thuns zulassen, Herr seines Thuns bleibt.

Dies, glaube ich, ist klar nebenher, daß dieses innere Treiben, das ich zu schildern suchte, nicht einer bestimmten grammatischen Formulierung bedarf, um „Beten“ zu heißen.

5

Wenn wir nun an eine Erwägung der Sachlage und der Möglichkeiten gehen, in die sich unser Thun einzuordnen hat, falls unser Gebet uns zu einem solchen führt, — so möchte ich diesen Sündenfall aus der Höhe der religiösen Betrachtung ins platte Land des nüchternen Handelns und der dazu nötigen Ueberlegungen nicht ohne starke Vorbehalte thun.

Ein Handeln aus Gebet im beschriebenen Sinne des Wortes heraus ist ein sehr stark persönliches, sehr freies. Es leidet keinen Richter von außen her, auch keinen Gesetzgeber derart.

Man kann den auf diese Weise Religiösen aufmerksam machen, man kann ihm diese und jene Erwägung empfehlen, — man kann ihm keine bestimmte Handlungsweise als pflichtmäßig vorschreiben.

Die Erwägung der Frage: „Was ist zu thun?“ kann ich also nur als einen persönlichen Bericht geben über das Thun, zu dem ich mich persönlich verpflichtet gefunden habe. Nicht um die Leser mit biographischen Notizen über so gleichgiltige Dinge zu unterhalten, sondern aus Selbstbescheidung: es sind eben nur meine Ueberlegungen. Wichtigere Personen mögen apodiktischer sprechen.

Nach diesem ausdrücklichen und ausführlichen Vorbehalt nun aber möchte ich um so stärker betonen, daß für mich die Sache in einer erschreckend großgezeichneten Einfachheit dasteht. Es ist da einer, der ermordet werden soll und sich wehrt, und es sind da welche, die ihm zu Hilfe kommen. Ich aber mag weder zusehen noch dem Mörder helfen. Die Motive derer, die dem Opfer helfen, vermag ich weder zu erkennen, noch gehen sie mich in dieser Situation Etwas an. Daß sie zur Hilfe treiben, genügt. Noch weniger habe ich Macht, Recht oder Pflicht, den Mithelfenden Führungsatteste abzufordern. Ich kann nur meinerseits mithelfen.

Auch über die Organisation der Hilfe ist heute ein Zweifel nicht mehr möglich, seit die verschiedenen Burenkomitees unter allen Völkern sich in der Internationalen Burenliga eine einheitliche Zusammenfassung geschaffen haben.*) Es kommt nun lediglich darauf an, dieser völlig natur- und sachgemäßen Organisation der Hilfe durch Eintritt, Mitarbeit und Geld Macht und Stimme zu verschaffen.

Wem das nicht innerlich, nicht zart und religiös genug ist, dem kann ich nicht helfen: dieser Krieg, der gehemmt werden muß, ist eben auch weder innerlich, noch zart und religiös. Es giebt Zeiten, in denen ein Thaler religiös höheren Wert hat als ein Band Religionsphilosophie.

Und dann: Kriege sind ja meist egoistisch. Aber so rein ums blanke Geld, so rein „Krieg auf Aktien“ — wie die Tägliche Rundschau es einmal gut bezeichnete — das war doch noch nicht da.**) Und da werden eben alle Dinge roh. Mag England das verantworten. Es handelt sich zur Zeit einfach auch darum, wer pekuniär leistungsfähiger ist, die Geldgier oder die sittliche Ueberzeugung.

6

Nicht ohne Zagen gehe ich daran, zum Schluß eine Hoffnung für die Zukunft auszusprechen, und nur, weil sie mich ganz erfüllt, wage ich es.

Sollten diese Ströme von Blut, diese Feuer friedlicher Heimstätten, dieses Verhungern von Witwen und Waisen nicht irgend etwas Positives erarbeiten können?

Vor fünfviertel Jahren glaubten wir der resignierten Stimmung der Zeit entsprechend an ein Opfer und suchten uns mit der Größe der Idee zu trösten, welcher das Opfer gelte. Ich glaube heute nicht mehr daran.

Ich glaube oder erhoffe doch von Herzen eine glücklichere Lösung der Sache. Und ich glaube und erhoffe davon eine ernste Läuterung des Charakters der Buren in Bezug auf diejenigen, welche einst von ihnen um Freiheit, Besitz und Recht gebracht wurden, in Bezug auf die Kaffern.

Aber weit über Buren-, Kaffern- und Kapland hinaus erhoffe ich eine große Wirkung dieser Dinge, oder halte sie doch für möglich. Und um das verständlich zu machen, muß ich etwas weiter ausholen.

Weshalb haben wir warten müssen, weshalb haben wir Jahr und Tag verstreichen sehen müssen, bis sich eine Organisation der Hilfe aus der allgemeinen Entrüstung, aus der Schmählichkeit dieses Raubkrieges selbst herausgebar?

Den noch kurz vor Ausbruch des Krieges so überlaut die Luft erfüllenden Phrasen nach hätten wir ja doch keinen Augenblick lang vergeblich warten dürfen. Hätte die Friedensbewegung eine Spur positiver aktiver Kraft in sich gehabt, so hätte sie doch eine Antwort finden müssen, als England ihr großes Haupt- und Staatsstück im Haag zu einer schmählichen Winkelposse machte und dem schallenden Lachen der Völker auslieferte. Das ist nicht geschehen, und wunderbarer Weise hat es auch Niemanden Wunder genommen.

Nun aber ist dieser große internationale Friedensbund erwachsen. Ganz aus der Natur der Sache, ganz aus dem

*) Vgl. unten „Verschiedenes.“ D H

**) Vielleicht doch z. B. der Opiumkrieg. Leider auch eine Sünde Englands. D H

Zwang der Ereignisse. Ganz wie Etwas, das kommt, wenn die Zeit reif ist, und sagt: ich bin da. Von der Friedensbewegung habe ich nie Etwas gehalten. Wenn es aber diesem Bunde gelingt einen Druck auszuüben — und die Hoffnung darauf scheint mir gar nicht utopisch — einen Druck nicht für eine allgemeine Negation, sondern für Achtung lebenskräftiger Volkspersönlichkeiten in einem gegebenen schweren Fall, dann — meine ich — stehen wir vor etwas Großem und wie vor einem Ausblicke in Glück und Sonne.

Gott weiß, ob solche Hoffnungen Erfüllung haben werden. Er möge walten. Wir aber sollen unsere Pflicht thun, so gut wir sie erkennen. Arthur Bonus

---

Aus Ludwig Holbergs Pariser Erlebnissen

Ludwig Holberg (1684—1754) ist noch heute als ein klassischer Dichter in Norwegen und Dänemark gefeiert. Es ist dabei merkwürdig, daß er von Hause aus gar kein Dichter war; im Gegenteil bis in sein mittleres Lebensalter hinein fand er an der Dichtkunst so wenig Geschmack, daß er Dichtungen nur aus philologischen Gründen las und, wie er sich ausdrückt, beim schönsten Gedichte gähnen mußte. Er war vielmehr in seinem „Hauptberufe“ ein (und noch dazu unheimlich gelehrter) Professor, der dicke Folianten über alle möglichen Wissenszweige geschrieben hat, über politische Geschichte, über Kirchengeschichte, über Rechtswissenschaft, Geographie, Philosophie ꝛc. Zur Dichtkunst kam er merkwürdiger Weise gerade durch seine moralphilosophischen Neigungen. Er wollte Moral so zu sagen in amüsanter Form predigen, weil er meinte, daß sie in dieser Form auch von Leuten angehört würde, die eigentliche Moralvorlesungen nicht über sich ergehen lassen wollten. In gewisser Beziehung kommt also bei ihm eine Erscheinung zu Tage, die Einige auch in den Shakespeareschen Dramen verborgen wissen wollen. Von diesen behauptet ja bekanntlich Edwin Bormann z. B., daß sie gar nicht von Shakespeare herrührten, sondern von Bacon, der durch diese Dramen nur eine poetische Darstellung seiner philosophischen Ansichten beabsichtigt hätte. Wie dem auch sein mag, die (satirischen) Dichtungen Holbergs sind in der That nicht nur amüsant, sondern von einer so ausgelassenen, oft sogar recht derben Lustigkeit, daß man gar nicht glauben mag, sie seien von einem würdigen Professor und hypochondrischen Junggesellen gedichtet.

Holberg hat nun eine Beschreibung seines Lebenslaufes verfaßt, und zwar in der Form dreier lateinischer Briefe an „einen vornehmen Herrn“. Dieser vornehme Mann existierte aber wahrscheinlich gar nicht. Holberg hat nur die Form der Briefe gewählt, weil er sie für die bescheidenste hielt. Er glaubte nämlich eigentlich gar kein Recht zu haben, seinen Lebenslauf zu veröffentlichen, wollte es aber doch thun, und so fingierte er denn einen vornehmen Herrn, der ihn gewissermaßen zu dieser Veröffentlichung veranlaßt habe.

Aus diesen Briefen, die gegenwärtig in dänischer Sprache herausgegeben werden, sind die folgenden Auszüge entnommen. Sie beziehen sich auf sein Verhältnis zur katholischen Kirche, mit der er während seines mehrmaligen Aufenthalts in Paris vielfach direkt und indirekt in Beziehung getreten ist. Die indirekten Beziehungen wurden durch einige in Paris während seines ersten Aufenthalts in Paris anwesende Landsleute bedingt, über die zunächst berichtet werden soll.

Aufenthalt in Paris 1714—1716

Endlich wurde ich meines Einsiedlerlebens überdrüssig, und ich ging zu einem schwedischen Geistlichen, der in meiner Nähe wohnte. Von diesem erfuhr ich, daß noch drei Dänen in Paris wären, ein Arzt, ein Geistlicher und ein Schneider, und daß die zwei ersten wegen ihres grundverschiedenen Charakters trotz ihrer Landsmannschaft so wenig mit einander übereinstimmten, daß es dem Schneider (mit Verlaub zu sagen) nicht möglich war, sie zusammen zu nähen, wie große Mühe er sich auch dabei gab. Ich besuchte sie Beide sogleich und fand sie in der That grundverschieden. Der Arzt war so gewissenhaft im Halten der Vorschriften der katholischen Kirche, daß er sich eher eine Krankheit zugezogen, als an einem Fasttage Fleisch gegessen hätte. Der Geistliche dagegen, der des Vorteils wegen zur katholischen Kirche übergetreten war, hielt nur die Anordnungen des Papstes gewissenhaft, die die Glückseligkeit der Geistlichkeit in diesem Leben vor Augen haben; um die andern kümmerte er sich nicht. Der Arzt war immer derselbe und hielt bis zum Starrsinn an der Ueberzeugung fest, zu der er einmal gekommen war. Der Geistliche dagegen folgte dem Beispiele des Sängers Tigellius und fiel von einem Extrem in das andere, war bald genügsamer wie Diogenes, bald verschwenderischer als Apicius, bald glänzend fein, bald schmutzig, bald nach Pomade riechend, bald wie ein Bock stinkend. Den einen Tag war er ganz sicher darin, daß außerhalb der römischen Kirche kein Heil zu finden wäre, den nächsten Tag trug er kein Bedenken die Wahrheit des evangelischen Glaubens anzuerkennen. Einen Tag versicherte er, daß seine Geldangelegenheiten in der schönsten Ordnung wären, den andern Tag schwor er hoch und heilig darauf, daß er den ganzen Monat nicht einen Heller besessen hätte.*) Der erste dieser beiden Männer war dabei allzu genügsam, der zweite allzu verschwenderisch; der erste zu still, der zweite zu schwatzhaft; der erste wahrhaftig, der zweite verlogen; der erste liebte die Wissenschaften, der zweite verachtete sie. Der Geistliche war freilich Bibliothekar an einer Büchersammlung, die in der Anzahl der Bücher nicht gegen die Bibliotheken in Wien oder Florenz zurückstand; aber er schien weder mit Lambech, noch mit Magliabecchio wetteifern zu wollen. Ich erinnere mich, daß er, als ich ihn nach den „Antiquitäten des Josephus“ fragte, mir antwortete, er kenne den Titel nicht, möglicherweise verwechsele ich Josephus mit Philo. Wenn man ihn fragte, wie viele Bücher in der Bibliothek wären, so gab er die gewiß nicht gelehrte, aber nicht unwitzige Antwort: „Nur der arme Mann zählt seine Heerde.“**)

Unser Bibliothekar — er hieß Bormann — war auf Fyn geboren, hatte sein Maturitätsexamen in Odense gemacht, und war nach Kopenhagen gegangen. Hier wurde er Student, und blieb da mehrere Jahre. Was ihn dann gestochen haben mag, weiß ich nicht, genug er reiste nach Frankreich, schwor den Glauben seiner Väter ab, und schmeichelte sich so beim Abbé de Bignon ein, daß dieser kein Bedenken trug, ihm die Aufsicht über seine Bibliothek anzuvertrauen; aus dieser Stellung wurde er jedoch später, wie ich gehört habe, wegen seiner Untüchtigkeit entlassen, und er soll jetzt in Armut und Elend leben.

Mir machte es viel Vergnügen, die oft paradoxen und prahlerischen Reden dieses Mannes anzuhören. Wenn die Rede auf unsere Landsleute kam, so pflegte er sich damit zu brüsten, daß er ganz Dänemark bekehren würde, wenn er dort die Gelegenheit fände, öffentlich zu predigen und zu disputieren. Nur einmal machte er mich böse, als er unverschämt genug war, zu behaupten, daß die Lutheraner kaum den Namen Christen verdienten, da sie ja mit Ausnahme des Sakraments der Taufe nicht einmal den Schein des Christentums übrig behalten hätten. Wir stritten uns in Folge dessen, und es war mir ein Leichtes, die Angriffe dieses ungelehrten Mannes zurückzuschlagen und über meinen wehrlosen Feind zu triumphieren; aber gerade als er sich ergeben wollte, kam ein Doktor der Sorbonne in die Bibliothek, und unser Bibliothekar war hoch erfreut über die Hilfe, die ihm vom Himmel gefallen war, und hetzte nun uns aufeinander. Es entwickelte sich ein heißer Disput zwischen uns, aber der führte, wie das zu geschehen pflegt, zu Nichts. Da ich nicht unkundig in der Kirchengeschichte war, so versuchte ich meinen Gegner mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Nachdem wir aber eine Stunde gestritten hatten, wurde der Streit aufgegeben, ohne daß Einer

*) Anmerkung des Uebersetzers. Die Bekanntschaft mit diesem Manne hat vielleicht Holberg auf die Grundidee seiner Komödie „Die Wankelmütige“ gebracht, in der allerdings eine Frau als so wankelmütig hingestellt wird.

**) Dänisches Sprichwort: Fattigmand täller sin Hjord.

von uns den Andern aus dem Felde geschlagen hätte, obgleich sich Jeder den Sieg zuschrieb. Während wir disputierten, hörte Borman ganz still zu, und als der Streit zu Ende war, flüsterte er mir zu, ich hätte gewaltig um mich geschlagen. Als dann der Doktor fortgegangen war, gestand er mir, daß Luthers Lehre doch aus der Quelle von Gottes Wort flösse; aber kurz darauf sang er wieder sein altes Lied, — so wankelmütig war dieser Mann.

Mein anderer Landsmann, der Arzt Winslow, war auch aus Fyn. Er hatte freilich seinen väterlichen Glauben abgeschworen, aber nicht seine Liebe zum Vaterlande, denn er that nichts lieber, als seinen Landsleuten beistehen. Er nahm mich freundlich auf, führte mich in der ganzen Stadt herum und diente mir als Führer und Begleiter. Er war bescheiden, ehrlich, aufrichtig und dienstwillig, aber doch etwas unbequem wegen seiner ungeheuren Disputierlust. Er brachte nicht bloß selbst theologische Fragen aufs Tapet, sondern führte mich auch zu Andern, die ebenso streitbar waren, so daß ich meine meiste Zeit mit Disputieren verbrachte. Ich hatte nämlich noch nicht gelernt, welche Waffen man gegen so beschwerliche Disputierhelden anwenden müsse, kannte auch noch nicht einmal die Logik des wohledlen und wohlgeborenen Herrn Niels Grüs. Dieser sagte nämlich zu einem vornehmen Abbé, der ihn zum Wortkampf herausforderte, es wäre gar nicht nötig, daß sie disputierten, denn zwischen Leuten, die denselben Glauben hätten, gäbe es gar Nichts, worüber sie sich streiten könnten. Als nun der Abbé fragte, welchen Glauben denn die Dänen hätten, so antwortete er, daß die Dänen glaubten, der Papst sorge nicht schlecht für seine Schatzkammer und scherte sein Schäfchen gehörig*), wenn er mit so großem Eifer die Heiligkeit und die Autorität des päpstlichen Stuhles verteidigte. Das glaubten die Dänen, und das glaubte das Kardinalskollegium auch. Darauf schwieg der Abbé still, und die andern Anwesenden wollten vor Lachen bersten.

Um auf Herrn Winslow zurückzukommen, so stand er bei den Franzosen in großem Ansehen, teils wegen seines tadellosen Lebenswandels und seines liebenswürdigen Wesens, teils wegen seiner Tüchtigkeit in der Heilkunde, besonders in der Anatomie.**) Es ist nicht wahrscheinlich, daß ihn die Hoffnung auf Gewinn oder Vorteil dazu gebracht hat seinen väterlichen Glauben abzuschwören, denn in Dänemark würde er sich besser gestanden haben, da die Aerzte dort eine größere Praxis haben, weil es weniger Aerzte giebt. Er hatte sich in Paris verheiratet, und seine Frau brachte ihm weder Vermögen noch Ahnen in die Ehe mit. Aber ich fand bei diesem Manne in Verbindung mit seiner Gelehrsamkeit einen hohen Grad von Einfalt. Er gehörte zu der Art von Menschen, die bisweilen von ganz äußerlichen und unwesentlichen Dingen beeinflußt werden, und die sich von den Sirenengesängen dieser Stadt verlocken lassen. Er selbst pflegte zu sagen, daß seine Bekehrung durch die Disputationen veranlaßt wäre, die an Sonn- und Feiertagen in der Kirche St. Sulpice statthatten, wo ein vom König besoldeter Geistlicher die Lehre der katholischen Kirche gegen Jedermann verteidigte, der einen Einwand erhebe. Ich wohnte diesen Disputationen bei und fand, daß unbefestigte Seelen leicht auf den Köder anbeißen konnten; denn der, der das Wort führte, war sehr gewandt im Disputieren, und es war ihm eine leichte Sache, seinen Widersachern zu entschlüpfen, wie er es auch verstand, die Waffen, mit denen er angegriffen wurde, so behend und witzig gegen den Angreifer selbst zu wenden, daß nicht bloß die Kapelle, sondern die ganze Kirche vom Lachen der Zuhörer widerhallte, wie wenn man nicht in einer Kirche, sondern in einem Theater wäre. Seine Widersacher waren zum größten Teile entweder ungelehrte Leute, die seinen Ausfällen nicht zu widerstehen vermochten, oder Geistliche, die nur Scheingefechte aufführten, um sich dann nach scheinbarem Siege zu ergeben.

Wenn keine Anderen da waren, so hatte er gewöhnlich einen Schuhflicker als Gegner, den der Geistliche als ein großer Meister im Disputieren lustig im Kreise herumjagte und allen möglichen Unsinn sagen ließ. Unter unsern Schuhflickern findet man wenige oder keinen, der etwas Anderes versteht, als eben Schuhe zu flicken; aber bei diesem schimmerte doch hier und da ein gewisses und nicht oberflächliches Wissen hervor. Bald wehrte er sich mit Schriftstellen, bald führte er Zeugnisse aus den Kirchenvätern an, und bald holte er sich seine Waffen aus der Kirchengeschichte. Ich behauptete, daß er unmöglich ein Schuhflicker sein könnte, und glaubte es nicht eher, als bis man mich an seinen Laden führte, wo ich unsern Philosophen mit Schuhflicken beschäftigt fand. Das scheint mir die „Allseitigkeit“ zu sein, die einige Philosophen von einem wirklich nach allen Richtungen gelehrten Manne fordern. Man kann vielleicht bei uns Schuhflicker finden, die ebenso tüchtig im Schuhflicken sind, aber man wird vergebens so viel Gelehrsamkeit bei ihnen suchen, auch wenn man nicht zu den Schuh*flickern*, sondern sogar zu den Schuh*machern* geht. Die Andern, die der Geistliche zu Gegnern hatte, waren aus demselben Teige gemacht, so daß er sicher auf Sieg und Triumph rechnen konnte, wenn er die Kanzel bestieg.

Gegen den Herbst kam in dieser selben Zeit ein dänischer Student nach Paris. Da er nicht wenig im Disputieren bewandert war, so beschloß er einen Strauß mit dem Geistlichen zu wagen. Weil jedoch für gewöhnlich nur auf Französisch disputiert wurde, was der dänische Student nicht hinreichend beherrschte, so wurde ich als Herold hingeschickt, um in gehöriger Weise die Fehde anzusagen und mich zu erkundigen, welche Waffen gebraucht werden sollten, auch ob es erlaubt wäre, Lateinisch zu sprechen. Der Geistliche ging darauf ein und setzte den Tag fest. So kämpften sie denn noch oft, an verschiedenen Orten und mit wechselndem Glücke. In dem ersten Strauß, der in der erwähnten Kapelle abgehalten wurde, gewann der Däne einen so ausgesprochenen Sieg, daß der Priester ärgerlich von der Kanzel herabstieg und seinen Gegner zu einer neuen Fehde an demselben Tage, aber in einem andern Teile der Stadt herausforderte. Jetzt wandte sich das Glück; denn der Geistliche, sonst nur an lächerliche Spiegelfechtereien gewöhnt, merkte jetzt, daß es Ernst war, und trat besser vorbereitet an und disputierte gründlicher und in besserem Latein. Was dem Dänen schadete, war, daß er nicht besonders in der Kirchengeschichte zu Hause war; denn sobald der Geistliche sah, daß der Boden unter seinem Gegner zu schwanken begann, da zog er ihn in die Kirchengeschichte wie in ein Labyrinth hinein.

Der Krieg war inzwischen mit den beiden Treffen noch nicht zu Ende. Ab und zu war Waffenstillstand, aber vollständig hörte der Kampf niemals auf. Er brach mit Zwischenräumen wieder aus und wurde mit wechselndem Glück ausgefochten. Es würde zu weitläufig sein, alle Schlachten und Scharmützel aufzuzeichnen; es mag genügen, zwei der merkwürdigsten Schlachten zu erwähnen, von denen der Geistliche die eine verlor. Es kam nämlich die Frage wegen eines Wortes auf, das von den lateinischen Bibelübersetzern mit „denn“ wiedergegeben war, während es im Hebräischen „und“ heißt. Dabei berief sich der Däne auf das Hebräische, und da er merkte, daß der Geistliche keine Ahnung von dieser Sprache hatte, so führte er ihn schlankweg in das jüdische Land hinein, wie sehr der auch dagegen protestierte und zu entschlüpfen suchte. Das jagte dem Geistlichen einen solchen Schreck ein, daß er die Sprache verlor und einen andern Gegner verlangte. Aber in der letzten Schlacht, in der die Frage aufs Tapet kam, wem es zukäme die Schrift auszulegen, bestand der Däne nur schlecht, und als der Geistliche von der Kanzel stieg, da sahen seine Landsleute auf ihn mit derselben Bewunderung, wie die Karthager auf Hannibal nach der Schlacht von Kannä. Wäre der Student in der Kirchengeschichte bewanderter gewesen, so hätte er den Geistlichen mit seinen eigenen Waffen schlagen können. Er hätte nur auf die Unschlüssigkeit der römischen Kirche selbst hinzuweisen brauchen, und hätte die oft durchaus entgegengesetzten Dogmen aufzählen können, die die verschiednen Kirchenversammlungen aufgestellt

*) „Mele sin Kage“ sprichwörtlich eigentlich „seinen Kuchen mehlen“.

**) Noch heute heißt eine Stelle im Körper Foramen Winslowii.

haben. Denn das ist die Art Waffen, die sich mit größter Wirksamkeit gegen die Katholiken anwenden läßt. Aber die heutige studierende Jugend legt nur Gewicht aufs Disputieren und versäumt es, sich um die Kirchengeschichte zu kümmern. Dieses Versäumnis giebt nicht selten Veranlassung zum Abfall von dem evangelischen Glauben. Die Katholiken pflegen Einem nämlich gern als besonders heikel die Frage vorzulegen, welcher Weg wohl sicherer zu gehen wäre, wenn die Schrift verschieden ausgelegt werden kann, der der ökumenischen Konzilien, oder der eines Mönches von Wittenberg? Die nun keine Kenntnisse von der Kirchengeschichte haben, werden leicht den ersten Weg für den sicherern halten, da ja doch Volkesstimme Gottesstimme sein soll und die ökumenischen Konzilien fast die gesamte Christenheit repräsentierten. Aber aus der Kirchengeschichte kann man nachweisen, wie schwankend in ihrem Urteile die Kirchenversammlungen waren, welche Schliche und Ränke die katholische Geistlichkeit in ihnen aufgewendet hat, und mit welcher Gewaltsamkeit die Päpste gegen sie vorgingen. . . . . . .

Aufenthalt in Paris 1725 und 1726

In ihrem Eifer für die Ausbreitung der katholischen Religion scheinen mir die Pariser schlaffer geworden zu sein, als früher. Denn als ich vor zehn Jahren hier war, mußte ich immerwährend disputieren, — freilich war ich damals noch ein junger Mann, den sie vielleicht wegen seines gefährdeten Alters leichter in ihr Garn zu bekommen glaubten Dieses Mal hatte ich nur ein einziges Mal einen Disput über Religionssachen, und zwar mit einem alten Mann, der ungeheuer darauf versessen war, zu disputieren. Bevor ich mich mit ihm einließ, fragte ich ihn, ob er etwas Neues anzuführen hätte, was sich nicht in gedruckten Büchern fände. Denn wenn er nur dieselben Waffen brauchte, wie die andern Vorkämpfer der römischen Kirche, so brauchte er sich keine Ungelegenheiten zu machen, — ich wäre vollständig mit diesen Argumenten vertraut. Da er darauf mit Nein antworte, so bat ich ihn inständig, seine Lungen zu schonen. Es könnte gar nichts Thörichteres geben, sagte ich, als daß wir wieder Krieg anfingen, nachdem so viele Schlachten und Scharmützel stattgefunden hätten, in denen die tapfersten Krieger vergebens gewaltig auf einander losgeschlagen hätten. Da ich aber inzwischen merkte, daß es ihm immer in den Fingern juckte, und daß es keine Möglichkeit gäbe, loszukommen, so griff ich meinen Widersacher auf eine neue und ungewöhnliche Weise an. Ich that nämlich, als wenn ich glaubte, daß die meisten Glaubensartikel der Protestanten bestreitbar wären, je nachdem die Schrift auf die eine oder die andere Weise ausgelegt würde, und daß daher der Fall sehr wohl denkbar wäre, daß sie sich manchmal irrten; aber selbst ihre Irrtümer, sagte ich, könnten Gott nicht mißfallen.

Während alle Anwesenden sich wunderten und darauf gespannt waren, zu wissen, wohin ich mit meiner paradoxen Rede hinauswollte, begann ich folgendermaßen:

Die Katholiken sind der Meinung, daß gute Werke verdienstlich seien, und vielleicht ist es auch so; aber es ist doch sicherer wie die Protestanten zu glauben, das dabei kein Verdienst ist. Denn wie ein Fürst nicht seinem Unterthanen zürnt, der, auch wenn er viele herrliche Thaten vollbracht hat, sich diese doch nicht zum Verdienst anrechnet, sondern oben drein erklärt daß die ihm zu Teil gewordenen Belohnungen ihm eigentlich nicht zukämen, sondern ausschließlich fürstliche Gnade wären, so könne jener Irrtum der Protestanten, der für ihre große Demut zeuge, Gott nicht mißfallen. — Die Katholiken glauben an das Fegefeuer, und möglicherweise gebe es auch einen solchen Zwischenzustand, in welchem die Sünden gebüßt würden; aber es ist doch sicherer wie die Protestanten zu glauben, daß man gleich nach dem Tode Rechenschaft für sein Leben ablegen müsse; deshalb machten sie es auch einem Jedem zur Pflicht, sein Leben sorgsam und vorsichtig zu führen und christlich zu sterben, weil ja nach dem Tode keine Hoffnung mehr ist, seine Sünden vergeben zu bekommen. — Die Katholiken rufen die Heiligen an, von denen sie glauben, daß sie zwischen ihnen und Gott vermitteln, und vielleicht thun sie es auch; aber es ist doch sicherer, wie das die Protestanten thun, sie nicht anzurufen. Denn selbst wenn sie sich dabei vielleicht irren, so kann dieser Irrtum weder Gott noch den Heiligen selbst mißfallen: — Gott nicht, denn der kann die nur freundlich aufnehmen, die die Quelle selbst aufsuchen, da er selbst es uns befohlen hat, zu ihm zu kommen, und gesagt hat, daß er durch viele Gebete nicht ermüdet würde. Die Heiligen, denen wir gehorsam als den besten Wegweisern folgen, könnten nicht böse sein, wenn wir bloß den Erlöser der Welt als den Vermittler zwischen uns und Gott anerkennten. Denn wenn die Heiligen darüber zürnen, daß wir nur Gott anrufen, so hören sie damit zugleich auf, Heilige zu sein. — Die Katholiken beten Bilder an, und ihr Bilderdienst ist vielleicht unschuldiger Natur; aber es ist doch sicherer, wie es die Protestanten thun, in der Weise der Heiligen selbst die Hände zum Himmel zu erheben. Denn selbst wenn wir zugeben, daß ein großer Unterschied zwischen der Heiligenanbetung der Katholiken und dem Götzendienst der Heiden ist, so scheinen doch die, die vor der Bildsäule des heiligen Christophorus im Staube liegen und gleichzeitig den Götzendienst der Chinesen verdammen, sich nicht sonderlich von denen zu unterscheiden, die im betrunkenen Zustande rührende Reden gegen die Trunksucht halten. — Die Katholiken glauben nicht, daß es notwendig sei, beim heiligen Abendmahl sowohl Brot als Wein zu genießen, und vielleicht ist es das auch nicht immer; aber es ist doch sicherer wie die Protestanten daran festzuhalten, daß beide Symbole notwendig sind, da ihre Gegner doch nicht leugnen können, daß das Sakrament unter beiden Formen vom göttlichen Stifter desselben genossen worden ist. — Die Katholiken schließen die Pforten des Paradieses vor kleinen Kindern, die vor der Taufe gestorben sind; aber es ist doch sicherer, wie das die Protestanten thun, sie ihnen zu öffnen, damit es nicht aussehe, als ob Gott Unschuldige strafe. Denn die, welche meinen, daß Unschuldige gestraft werden, müssen notwendiger Weise auch meinen, daß die Welt nicht von einem gerechten, weisen und barmherzigen Gotte geleitet wird, sondern vom Schicksal. Dieses Argument erkennen die Katholiken selbst an, und zwar in ihrem Streit gegen die Jansenisten über die absolute Vorausbestimmung. — Sie verbieten den Laien, die heilige Schrift zu lesen, indem sie sagen, daß das Veranlassung zu Irrtümern gebe, und das ist auch vielleicht der Fall. Aber es ist doch sicherer, das zu erlauben, wie es die Protestanten thun, denn ein irrender Glaube ist besser, als gar keiner. Diejenigen, welche ohne Untersuchung glauben, glauben nämlich überhaupt nicht, man müßte denn sagen, hierbei gelte der juristische Grundsatz, daß, was man einen Andern für sich thun lasse, so anzusehen sei, als ob man es selbst gethan habe, und daß der Glaube durch einen Bevollmächtigten dasselbe sei, wie selbst zu glauben. Aber ich fürchte, es wird sich zeigen, daß ein italienischer oder spanischer Laie die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben möchte, wenn er dann, so Gott ihn zur Rechenschaft zieht, seine Gnade dadurch zu gewinnen glaubt, daß er antwortet: „Ich glaubte auf das Pünktchen, was die glaubten, die mit mir in derselben Straße wohnten; denn das Buch, das die Richtschnur des Glaubens enthält, habe ich nie gesehen: es war mir genug, daß einige meiner Landsleute es gesehen hatten." Ich glaube, daß ein Anderer es leichter haben wird, seine Irrtümer zu entschuldigen, wenn er sagt: „Das ist es, was ich nach ernster Untersuchung und Ueberlegung glauben zu müssen gemeint habe."

Da mein Gegner darauf Nichts zu antworten vermochte, sondern sich im Nacken kratzte, so fuhr ich fort: Ihr seht, wie entgegenkommend ich gegen Euch bin. Ich räume ein, daß das Meiste was geglaubt wird, bestritten werden kann; ich räume ein, daß es schwer ist, Gottes Wort zu verdolmetschen, ja daß die ganze heilige Schrift, wie Ihr behauptet, dunkel ist, so daß man, mag man sie noch so genau durchforschen, nicht immer ganz darüber ins Reine kommen kann, welchen Sinn Gottes Wille hat. Ich sage auch nicht, daß wir frei von Irrtümern sind, sondern nur, daß, wenn wir irren, es keine Gefahr mit sich führt, während die Katholiken, wenn sie im Dunklen wandeln, der Gefahr ausgesetzt sind, zu fallen. Denn

wenn bei den guten Werken kein Verdienst ist und Gott nur will, daß wir durch seine Gnade erlöst werden sollen, so können die Katholiken nicht von Hochmut und Prahlerei freigesprochen werden, wenn sie behaupten, daß das, was nur eine Gnadengabe ist, ihr gesetzliches Recht wäre. Wenn ferner die Lehre vom Fegefeuer eine menschliche Erfindung ist, so kann dieser Irrtum nicht entschuldigt werden, denn der schließt den andern ein, daß Christi Ersatz, Genugthuung, Erfüllung (Fyldestgjörelse) gewissermaßen nicht vollkommen wäre und dieser Zwischenzustand daher abhelfen müsse, nicht davon zu reden, daß diese Lehre für das Menschengeschlecht verderblich ist wegen des Sicherheitsgefühls, das sie ganz natürlich erzeugt: — gewinnbringend ist sie freilich für die Kasse der Geistlichkeit wegen der ungeheueren Einnahmen, die sie mit sich führt. Wenn die Katholiken in Bezug auf die Heiligenverehrung irren, so irren sie auch gar gröblich, denn sie lassen Andere an der Anbetung teilnehmen, die nur Gott gebührt. Außerdem sind die Heiligen, die sie anbeten, entweder wirkliche Heilige oder erdichtete Wesen, die niemals existiert haben, oder endlich Betrüger. Sind sie wirklich Heilige, so wird dadurch die Gefahr, zwischen Anbetung von Gott und der von Menschen zu unterscheiden, nicht aufgehoben. Denn dadurch daß man ihnen Kirchen weiht, daß man Gelübde an sie richtet, daß man zu ihnen betet und ihre Bilder anfleht, macht man sie mindestens zu Halbgöttern. Haben sie aber niemals existiert, wie die 10000 Märtyrer, St. Almanachus und Andere, deren Namen die klügeren Katholiken selbst aus den Heiligenlisten gestrichen haben, so ist es geradezu dumm und lächerlich, sie anzubeten. Sind sie gar Betrüger gewesen, so ist die Verehrung von solchen schlimmer, als die Götzenanbetung der Indianer, denn diese opfern nur bösen Geistern, während man hierbei schlechten Menschen opfert. Sollte es ferner ein Irrtum sein, Bilder anzubeten, so könnten die Katholiken vom Götzendienst nicht freigesprochen werden, und sie haben gar keinen Grund, mit den Heiden ins Gericht zu gehn; denn es ist doch kein besonderer Unterschied dabei, ob man Gott in Gestalt eines Stiers oder eines goldenen Bildes anbetet. Irren endlich die Katholiken mit Rücksicht auf die Verdammnis ungetaufter Kinder, so wäre dieser Irrtum wieder ein grober, da es sich ja für einen gerechten Richter nicht ziemt, Unschuldige zu verurteilen.

Alles das konnte ich natürlich nicht sagen, ohne immerwährend von meinem Gegner unterbrochen zu werden, denn er kam ab und zu mit dem Einen oder dem Andern in meine Rede hinein. Bald sprach er von dem Alter der römischen Kirche und von der Neuheit des Luthertums, bald von der Unfehlbarkeit, von dem Versprechen, das dem heiligen Petrus gegeben worden war, und von anderem Aehnlichem, womit die Katholiken zu kommen pflegen, wenn sie in Verlegenheit geraten. Ich ließ mich dadurch nicht beirren, da ich meines Sieges gewiß war, ich blieb bei der Sache und ließ mich durch Nichts von ihr abbringen. Ich verlangte bloß, er solle untersuchen, ob die angenommenen Irrtümer der Protestanten gegen Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit stritten, ob sie die Würde des höchsten Wesens verletzten, ob sie Gottesfurcht und Frömmigkeit aufhöben. Da er darauf Nichts zu antworten wußte, so sagte ich bevor ich ging: „Warum verfolgt ihr also mit Feuer und Schwert Menschen, die selbst, wenn sie irren, das in besserer Weise thun, als ihr?“

Carl Weigert

Die Entstehung des Neuen Testaments

Die Herren Theologen unter den Lesern der Christlichen Welt bitte ich, diesen Artikel nicht zu lesen. Er ist wirklich nur für die andern. Denn den Theologen wird das Buch, auf das ich hier die Aufmerksamkeit lenken möchte, längst bekannt, ja ein lieber Freund und Berater sein, ich meine Adolf Jülichers Einleitung in das Neue Testament. Geht es doch zum zweiten Mal in dritter und vierter Auflage in die Welt hinaus; also besitzen es bereits viele. Uns Jungen hat es sogar schon in Examensnöten treu zur Seite gestanden. Theologen könnte ich also bloß Etwas von der neuen Doppel-Auflage erzählen. Doch wird ein jeder schon von selbst nach ihr greifen, denn sie ist um 100 Seiten vermehrt, weil das Buch in vielen Abschnitten, besonders in den von den Evangelien — vor allem von dem Johannes-Evangelium —, der Apostelgeschichte und der Offenbarung handelnden, stark umgearbeitet worden ist. Aber ich will hier gar keine Rezension für Theologen schreiben. Vielmehr möchte ich einmal erzählen, warum dies Buch auch und gerade für Nichttheologen wertvoll ist. Wenn es mir gelingt, einen Eindruck davon zu erwecken, so bin ich zufrieden. Den praktischen Schluß aus dem, was ich erzählen werde, zu ziehen, überlasse ich den geehrten Lesern und Leserinnen. Daß aber Jemand auf dies Buch besonders aufmerksam macht, ist deshalb nötig, weil unsere theologischen Bücher meist ererbte, alte Titel tragen, hinter denen nur der Eingeweihte mehr oder minder sicher den Inhalt vermuten kann.

1

Einleitung in das Neue Testament! Was ist das? Was mag wohl in einem solchem Buche stehn?

Es war, wenn ich nicht irre, bei den Volkshochschulkursen in Berlin. Freiherr von Soden hatte gerade einen seiner Vorträge über Palästina beendet. Der Fragekasten ward geöffnet. Und eine der ersten Fragen lautete: Wann ist die Bibel entstanden? Das war nun eine heikle Frage; und in der Kürze auch nur zu entwickeln, was diese Frage bedeutet, war unendlich schwer. Ich denke mir, am liebsten hätte der Befragte geantwortet: Gehen Sie hin und vertiefen Sie sich in Jülichers Einleitung, so wird Ihnen Ihre Frage für das Neue Testament wenigstens beantwortet sein.

Und diese Frage scheint nach allen Erfahrungen für Nichttheologen noch viel interessanter zu sein als für uns Fachleute, die wir uns so viel mit ihr beschäftigen müssen. Kein Wunder. Ueber kein Gebiet der Wissenschaft laufen wohl so dunkle und unbestimmte Vorstellungen im Publikum um wie über dieses. Der Parteien Haß und Gunst, und nicht nur der theologischen Parteien, verwirrt hier oft das Bild bis ins Unkenntliche. Was sich populäre Schriften und Zeitungen auf diesem Gebiete leisten, das übersteigt manchmal jede Vorstellung. Etwas Klares aus dem Munde eines Fachmanns zu hören, dem man anmerkt, daß er nach jeder Seite hin unparteiisch prüft, muß deshalb sehr wertvoll sein. Indessen es hat doch auch eine sachliche Berechtigung, dies besondere Interesse an der Frage nach der Entstehung des Neuen Testaments. Denn diese Frage umschließt sehr mannigfache und sehr interessante Probleme. Einige Beispiele sollen das belegen.

2

Das litterarische Jahr 1900 ist in Deutschland durch zwei Bücher charakterisiert, die wohl in annähernd gleichviel Tausenden von Exemplaren verbreitet einen stillen aber heftigen Kampf mit einander führen, obwohl keines auf das andere Rücksicht zu nehmen scheint. Es sind diesmal nicht Dichter, nicht Ibsen oder Hauptmann, die die großen Auflagen erlebt haben, sondern zwei Professoren, Harnack und Haeckel.

Nun wohl, beide führen ihre Leser sehr rasch auf Fragen, für die die Antworten eben in Jülichers Buche stehen.

Schon in seiner zweiten Vorlesung streift Harnack ganz kurz ein Problem, über das gewiß viele gerne Genaueres wüßten. Da heißt es:

Insonderheit darf das vierte Evangelium, welches nicht von dem Apostel Johannes herrührt und herrühren will [hat man uns aber nicht das Gegenteil in der Schule gelehrt?], als eine geschichtliche Quelle im gemeinen Sinn des Wortes nicht benutzt werden. Der Verfasser [wer ist er denn, wenn nicht der Apostel Johannes?] hat mit souveräner Freiheit gewaltet, Begebenheiten umgestellt und in ein fremdes Licht gerückt [wie kann man das noch nachweisen?], die Reden selbstthätig komponiert und hohe Gedanken durch erdachte Situationen illustriert [wie ist das einem „Evangelisten“ möglich? Und wie ist dies Verfahren zu beurteilen?]. Daher darf sein Werk, obgleich ihm eine wirkliche, wenn auch schwer erkennbare Ueberlieferung nicht ganz fehlt [welche Stücke sind das wohl?], als Quelle für die Geschichte Jesu kaum irgendwo in Anspruch genommen werden; nur Weniges ist ihm, und mit Behutsamkeit, zu entnehmen. Dagegen ist es eine Quelle ersten Ranges für die Beantwortung der Frage, welche lebendige An-

schauungen der Person Jesu, welches Licht und welche Wärme das Evangelium entbunden hat.

Ich habe durch die eingeklammerten Fragen anzudeuten gesucht, was alles hier der Nichttheologe noch gerne wissen möchte. Ich könnte noch Allerlei hinzufügen: Wie unterscheidet sich denn nun das vierte von den drei ersten Evangelien? Welches sind seine charakteristischen Züge? In welcher Zeit und an welchem Ort ist es wohl entstanden? Alle diese Fragen beantwortet Jülicher, und nicht nur so, daß er seine Ansicht giebt, sondern in fesselnder, interessanter Auseinandersetzung mit anderen Gelehrten. Man findet also auch Harnacks eigene Meinung über den Verfasser und seine An- und Absichten bei Jülicher genauer dargestellt, als es Harnack selbst hier beim flüchtigen Ueberblick über die Quellen des Lebens Jesu thun konnte.

Und nun einige Proben aus des „gefürchteten“, wie ihn unsere Bonner Zeitung nennt, Haeckels Buch.

Wenn man bei Haeckel liest:

> Was wir daher [?] von ihm [Jesus] und von seiner ursprünglichen [so!] Lehre wissen, schöpfen wir aus den wichtigsten Schriften des Neuen Testaments: erstens aus den vier Evangelien. . . .

so weiß man nun schon aus Harnack und Jülicher, daß die Berufung auf die vier Evangelien nicht dem modernen wissenschaftlichen Standpunkte entspricht; das vierte ist keine Geschichtsquelle.

Später fährt Haeckel fort:

> Nächst den Evangelien sind bekanntlich die wichtigsten Quellen die vierzehn verschiedenen [man beachte auch hier das Deutsch!] (größtenteils gefälschten!) Episteln des Apostels Paulus.

Der Leser von Jülicher weiß, daß nicht vierzehn, sondern dreizehn Briefe im Neuen Testament den Namen des Paulus tragen, und daß der Hebräerbrief sich nicht als einen Brief des Paulus giebt.

Den Vorwurf der Fälschung, der hier gegen Schriftsteller, die unter dem Namen des Paulus schrieben, erhoben wird, und der die Unsittlichkeit des Christentums, von der Haeckel ja auch sonst zu reden weiß, ins Licht der allgemeinen Verachtung stellen soll, ist durchaus ungerecht. Ueber die richtige Auffassung dieser „pseudonymen“ Schriftstellerei findet man auch bei Jülicher Aufklärung, S. 38—40. Das Wort „Fälschung“ paßt in keiner Weise für jene alte Zeit, deren Schriftsteller den ethischen Begriff des litterarischen Eigentums nicht kannten, sondern sich aus Liebe zu ihrem Helden und in der frommen Zuversicht, innerlich in voller Uebereinstimmung mit ihm zu stehen, seines Namens bedienten.

Wenn nun Haeckel weiter schreibt:

> Die echten paulinischen Briefe (der neueren Kritik zufolge nur drei: an die Römer, Galater und Korinther) sind sämtlich früher niedergeschrieben als die vier kanonischen Evangelien und enthalten weniger unglaubliche Wundersagen als die letzteren —

so kann hier eine doppelte Frage entstehen. Nämlich zuerst die, ob vielleicht die moderne Wissenschaft festgestellt hat, daß es nur einen Brief an die Korinther gebe. Denn daß ein vierfacher Dr., Dr. philos., Dr. med., Dr. jur., Dr. scient., so schwach im Kopfrechnen sein sollte, die Briefe an die Römer und an die Galater, den 1. und 2. Korintherbrief mit dem Resultat $1+1+2 = 3$ zu addieren, ist für einen unbefangenen Menschen wenig glaublich. Ebenso wenig doch wohl, daß ein so gelehrter Mann nicht einmal wissen sollte, daß Paulus zwei Briefe an die Korinther geschrieben hat, oder daß ein Gelehrter, als er das Christentum zu Gunsten der „monistischen Religion“ vernichten wollte, das Neue Testament nicht einmal wieder aufgeschlagen habe. Wendet sich also auf unsern Rat hin der Leser Haeckels voll Besorgnis, auf der Schule etwas ganz Falsches gelernt zu haben, Jülicher zu, so wird er zunächst darüber beruhigt, daß es immer noch im Neuen Testamente zwei Briefe an die Korinther giebt, ja daß vielleicht sogar der zweite Brief in zwei Stücke zu zerlegen ist, so daß wir eigentlich drei Korintherbriefe zählen müßten. Und wenn er zweitens fragt, ob die „neuere Kritik“ wirklich nur diese vier Briefe für echt hält, so findet er ebenfalls bei Jülicher, daß diese „neuere Kritik“ ungefähr vor 60 Jahren gelebt hat. Die neuere Kritik, wie sie etwa Jülicher selbst, Holtzmann, Harnack und selbst der jener alten Tübinger Kritik noch am nächsten stehende Hilgenfeld üben, erkennt noch mehrere andere Briefe als wirklich von Paulus herrührend an. In allen solchen Fragen stellt Jülicher die Gründe für und wider und die Entwicklung der Kritik knapp und klar seinen Lesern vor Augen und giebt ihnen die Möglichkeit eigner, selbständiger Prüfung in die Hand.

In den Anmerkungen zu seinem Buch hat Haeckel, ohne den ungeheuren Widerspruch zu fühlen, die Ausführungen eines Mannes abgedruckt, der sich tapfer unter dem Pseudonym J. E. Verus geborgen hat, um alte längst widerlegte Weisheit Bruno Bauers wieder aufzutischen, indem er die Evangelien für „Dichtungen“ erklärt. Vor einem Hereinfallen auf solche, mit dem Tone der höchsten Sicherheit vorgetragenen Behauptungen, bewahrt gleichfalls die Lektüre der Einleitung Jülichers.

3

Bei der Entstehung des Neuen Testaments handelt es sich aber nicht nur um das Werden der einzelnen Bücher, sondern auch um das Werden ihrer Sammlung, die man „Kanon“ nennt. Wieder haben wir allerlei Fragen zu stellen: Weshalb haben wir gerade diese 27 Schriften als „heilige“ Bücher des Neuen Testaments? Seit wann giebt es diese Sammlung? Woher ihr Name? Und wie all diese Fragen lauten mögen. Auch darüber hat ja Haeckel krauses Zeug genug behauptet:

> Von den vier kanonischen Evangelien wissen wir jetzt, daß sie im Jahre 325 auf dem Konzil zu Nicäa durch 318 versammelte Bischöfe aus einem Haufen von widersprechenden und gefälschten Handschriften der drei ersten Jahrhunderte ausgesucht wurden.

Wer wirklich wissen will, was „wir jetzt über die Entstehung der Sammlung heiliger Bücher des Neuen Testamentes wissen“, der lese den zweiten Teil in Jülichers Einleitung: Die Geschichte des Neutestamentlichen Kanons. Man wird finden, daß „wir“ doch wesentlich besser unterrichtet sind als Herr Haeckel nach dem Synodikon des Pappus. Es ist eine sehr interessante Geschichte, die sich dem Leser da aufthut, besonders wertvoll für alle, die sich des guten historischen Rechts ihrer freien, protestantischen Stellung zum Kanon bewußt werden wollen.

Auch Handschriften und gefälschte Handschriften der Evangelien hat Haeckel erwähnt. Was es damit auf sich hat, findet man bei Jülicher im dritten Teil, der die Geschichte des Neutestamentlichen Textes enthält. Ist es doch natürlich die Aufgabe dessen, der die Entstehung des Neuen Testaments schildern will, uns auch zu zeigen, wie unser heutiger Text allmählich zu stande gekommen ist, und wie wir ihn zu beurteilen haben. Seit jener Zeit, da Paulus seine Briefe den Schreibern in die Feder diktierte und dann mit schwerer Hand hinzu setzte: Seht, mit was für Buchstaben ich euch schreibe! sind ja fast 1900 Jahre beständigen Abschreibens und Nachdruckens verflossen. Wie sehr mag sich da der Text verändert haben! Wie hat wohl eine Handschrift des Paulus oder der Evangelien ausgesehen? Worauf und womit war sie geschrieben? Hat man für treue Ueberlieferung gesorgt? All diese Fragen werden hier an der Hand der Geschichte, soweit als möglich, beantwortet.

4

Was man am meisten an Jülichers Buch bewundern muß, ist die Kunst, mit der er wissenschaftliche Genauigkeit und leicht verständliche, fesselnde Darstellung zu verbinden weiß. Nichts ist in dem Buch, was der Nichttheologe nicht verstehen könnte — hier und da einmal, sehr selten, ein griechisches Wort, das nie den Zusammenhang stört —, und doch hat man fortwährend den Gang der wissenschaftlichen Debatte über den Gegenstand vor Augen und kann selbst zu einem begründeten Urteil kommen. Nirgends wird dem Leser vorgeschrieben, was man kraft wissenschaftlicher Autorität zu glauben habe, und doch wird die Erörterung nie schwerfällig gelehrt. Geistige Arbeit mutet sie allerdings dem Leser zu; aber Freunde der Christlichen Welt wünschen gewiß solche und freuen sich nur dessen,

was sie sich selbst erarbeitet haben, auch wenn sie die freundliche Leitung eines Fachmannes dabei nicht entbehren konnten.*)

Nun müßte der praktische Schluß kommen. Ich überlasse ihn aber, wie gesagt, den Lesern und bemerke nur noch, daß das Buch bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Leipzig und Freiburg vor wenigen Monaten erschienen ist und ungebunden 8 Mk., in hübschem, schlichtem Leinenbande 9 Mk. kostet. Heinrich Weinel

Verschiedenes

Unter Wolken. Ein Herbst- und Ehestandsroman von Kurt Aram. Berlin, Fontane u. Co. 1900. 304 S. 3,50 Mk., gebunden 5.

Dieser Roman hat, als er in Zeitungen erschien, hier und da ein gewisses Aufsehen erregt. Ich wurde vor ihm gewarnt als einer wenig erquicklichen Lektüre. In dieser Beziehung mache ich nun an den modernen Roman keine Ansprüche. „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst" — dies Wort trifft gerade auf die bessere, ernstlich nach einem neuen großen Ziel ringende moderne Kunst nicht zu. Man wird ihr nicht gerecht, ihren Irrgängen und Errungenschaften nicht gerecht, wenn man jenen Maßstab anlegt. Persönlich mag das ja nun Jeder halten wie er will; ich bestreite Niemandem das Recht, dem Modernen aus dem Wege zu gehn und sich an das Alterprobte zu halten; es giebt dessen so viel, daß man dabei wahrlich nicht ästhetisch verhungern kann. Aber mir ist das Moderne lieb als ein Stück Leben der Menschen, mit denen ich lebe.

Als ich nun „Unter Wolken" las, war ich angenehm enttäuscht. Zwar die Wolken weichen nicht von der Geschichte, und ihr Druck liegt einem oft schwer auf der Seele. Aber einmal ist diese Stimmung durch das Ganze meisterhaft festgehalten. Und sodann hat sie ihren tiefen Grund in dem Ernst eines unerbittlichen sittlichen Urteils. Der Dichter sieht scharf und erzählt scharf. Man möchte ihm oft in die Rede fallen und sagen: So platt, gemein, schlecht sind die Menschen nicht. Insbesondere die Gesellschaft in der kleinen Stadt mutet zuweilen an wie eine Karikatur; die Leute im Dorf sind besser weggekommen. Aber einmal wirkt diese Art von Menschen ästhetisch vortrefflich, sofern auf diesem Hintergrund die Heldin mit ihren Kämpfen erst recht verständlich und sympathisch wird — auch sie keine Heilige, aber in dieser Umgebung unsers ganzen Mitgefühls wert. Sodann: es ist eben ein Sittenroman; der Dichter verurteilt ja noch lange nicht, wo er urteilt; er sieht und weiß nur mehr als Andre. Kurz, es steckt ein Stück „Volkskunde" in dem Roman; wenn ein Zweiter käme und zeigte uns die Menschen noch in anderm Licht, der würde auch Recht haben, aber darum bekäme unser Dichter noch lange nicht Unrecht. Im Einzelnen ist für unsere Leser interessant, daß in das Leben des Dorfs eine christliche Gemeinschaft ziemlich stark mit eingreift; ihr Haupt ist eine der wenigen guten Personen in der Geschichte. Der landeskirchliche Pastor, der aber nur einmal auftritt, schneidet schlecht ab, und dem Konfirmandenunterricht ist gelegentlich eine wenig erbauliche Erinnerung gewidmet. Die Religionsfrage wird, wie man sieht, wiederholt berührt, ohne daß in dieser Richtung sich Tendenz breit macht. Läuft eine Tendenz unter, so ist es die, der Plattheit und sittlichen Verkommenheit die Maske vom Gesicht zu reißen.

Alles in Allem mutet uns die Geschichte an wie ein Stück Wirklichkeit, obschon sich die Ereignisse zuletzt gar zu romanhaft häufen. Die Menschen, die einem begegneten, wird man so leicht nicht vergessen, sie sind fester umrissen wie in manchem berühmten Roman. Psychologische Feinheit ist nun einmal die Stärke unserer besseren Modernen.

Ein Familienbuch, etwa zum Vorlesen, ists nicht; ich denke doch, daß nach dem Gesagten der Eine oder Andre zugreift; die Fabel plaudere ich grundsätzlich nicht aus. R

Aus Litteratur und Kunst. Als die Griechen ihre einheitliche Weltanschauung verloren, verloren sie auch ihre großen Tragiker. Nur eine Weltanschauung giebt den Standort, von dem aus sich die Welt bewegen läßt, denn nur eine Weltanschauung liegt außer ihr. Aber auch nur von einem solchen Standort aus läßt sich die Welt von einem Dichter bewegen, denn ohne ihn wirkt das Tragische nicht tragisch sondern traurig, nicht erhebend sondern erdrückend. Man sehe sich nur Aeschylus und Sophokles an, und man wird solchen Gedanken recht geben. Und dann betrachte man Euripides, und man wird finden, daß bei ihm Menschen und Welt schon ins Schwanken geraten sind, weil er selbst keinen festen Standort mehr hat, von dem aus er die Welt bewegen könnte. Dann pflegen den Tragiker die Satiriker und Komödiendichter abzulösen. Es kommen die Tage des Aristophanes und seines Gefolges. Die Zeit ist reif für jenes Lachen, das aus der Skepsis geboren wird und den Humor nicht kennt. Da nimmt das Volk seinen Sokrates nicht mehr ernst, sondern applaudiert, wenn er ihm vorgeführt wird als der Narr, der mit der Stange im Nebel herumfährt, wie ihn Aristophanes seinem Volk vorgeführt hat.

Vor hundert Jahren besaßen die Deutschen 300 Vaterländer. Dafür aber in weiten Schichten eine einheitliche Weltanschauung. So hatten sie zwar viele kleine Vaterländer, aber eine große Kunst. Goethe und Schiller fanden ihr: δος μοι που στω.*) Man ziehe zum Vergleich nur Kleist und Hebbel heran, und man wird mehr bemerken, als nur Gradunterschiede des Talents.

Heute haben wir ein großes Vaterland, aber viel kleine Kunst. Ein Reich, aber gut und gern 300 Weltanschauungen, d. h. in Wahrheit gar keine. So braucht es denn keinen andern Grund zu haben als diesen, daß die Klassiker leere Theater finden, daß z. B. Wallensteins Tod, diese einzige große deutsche Tragödie, in den letzten fünfzig Jahren nicht viel mehr Vorstellungen erlebt haben dürfte als das Weiße Rößl, das kaum drei Jahre alt ist. Die Menschen von heute empfinden das Tragische eben nicht mehr als erhebend, sondern als erdrückend. Es wird ihnen bei einem tragischen Schicksal nicht mehr weit und frei ums Herz, sondern ungemütlich. So ist es denn auch kein Wunder, daß unsere zeitgenössische Bühnenlitteratur keinen Humor besitzt. Wo sollte sie ihn hernehmen, der ohne die Voraussetzung einer einheitlichen Weltanschauung undenkbar ist?

Aber die Zeit für einen neuen Aristophanes wäre da, wenn nur nicht statt einer 300 ins Schwanken geratene Weltanschauungen vorhanden wären. Schon um des willen können wir keine große Satire, keine bedeutende Komödie haben, sondern nur — Ueberbrettl. Sie geben wenigstens in Etwas, in kleinen Dosen, Gelegenheit zu jenem Lachen, das die Skepsis gebiert, das den Humor nicht kennt. Damals in Athen muß das Gelächter der Tausende wie aus einem Munde geklungen haben; galt die Satire doch nur einer Weltanschauung, die bis vor Kurzem so gut wie aller Hörer Weltanschauung gewesen war. Das ist heute ganz anders. Daher schon keine große Satire, schon deshalb keine große, allgemeine Wirkung einer Satire. Kleine Satire, kleine Wirkung, von 300 höchstens auf den Einen, der mit dem Satiriker dieselbe Weltanschauung zur Voraussetzung hat. Aber doch immerhin Einer unter Dreihundert.

Vielleicht läßt es sich so erklären, daß Wolzogen mit seinem Unternehmen solche Erfolge gehabt hat. Vielleicht läßt es sich so erklären, daß für den kommenden Winter allein in Berlin 48! überbrettlartige Unternehmungen um Konzession nachgesucht haben. Vielleicht liegt es hieran, daß jetzt alle Welt ein Ueberbrettl vorm Kopf hat. H F

Zu den „Lehren des Burenkrieges." Die Burenliga stellt ihre Mitgliedkarten gegen Zahlung eines einmaligen Beitrags von 2 Mk. aus. Adresse hierfür sowie für freiwillige Beiträge zum Burenhilfsfonds: Berlin W. Courbièrestraße 11. Das Bundesorgan „Der Burenfreund", Halbmonatsschrift, kostet jährlich 4,80 Mk. durch Post oder direkt. Es enthält allerlei Instruierendes und vorzügliche Photographien. Das Manifest der Liga ist auf dem Umschlag jeder Nummer abgedruckt. Es betont sehr stark die Friedenstendenz: „. . . . Dieser Verband hat die Aufgabe übernommen, gegenüber der öffentlichen Meinung aller Länder, Großbritannien inbegriffen, bei allen Parlamenten und Regierungen, alle irgend gangbaren gesetzlichen Mittel anzuwenden, damit die im Haag gefaßten Beschlüsse zur Anwendung gelangen. . . ."**) Aehnlich in einer Rede des Senators Pauliat, Paris: „Da es (unser Werk) die Herrschaft der Gesetzlichkeit, des Rechtes und der Menschlichkeit vertritt, bin ich der Ueberzeugung, daß dieser internationale Verband sich auch dann nicht auflösen wird, wenn der Krieg beendet ist**), sondern daß er weiter bestehen wird, um in dem Sinne zu wirken, daß in den Beziehungen von Volk zu Volk von diesen hohen Prinzipien nicht mehr abgewichen werde: und dadurch wird die Stunde näher rücken, wo die Brüderlichkeit herrschen wird . . ." („Burenfreund" Nr. 1.) Nach Alledem kann man auch als Englandfreund in die Liga eintreten — und erst recht! Bs

Kleine Mitteilungen. Die großen deutschen Kongresse stehen vor der Thür. Ihr Programm haben wir gebracht: Das des Kongresses für die Innere Mission in Nr. 28, das des Gustav-Adolf-Vereins in Nr. 34, das des Evangelischen Bundes in Nr. 33. Ort und Zeit meldet auch heute unser Versammlungskalender im Anzeigenteil. Wir deutschen Protestanten haben Nichts, was wir den alljährlichen Katholikentagen an die Seite setzen könnten. Manche unter uns sehnen sich nach etwas Derartigem. Nach einer alle Kräfte und Arbeiten zusammenfassenden Demonstration. Wo möglich ein protestantisches Zentrum dahinter. Ich meine, der Katholikentag von Osnabrück hat uns wieder gezeigt, daß es besser ist, Gott behütet uns davor. Wie wird je länger je mehr dort Alles auf Massenwirkung berechnet! Wie leidet der Geist, die Wahrhaftigkeit, die Innerlichkeit. Bleiben wir bei unserer Weise: lassen wir uns „das Werk" sammeln; suchen wir

*) Noch Eins darf nicht unerwähnt bleiben. Eine solche „Einleitung" ist, so lange wir noch nicht Auslegungen der Bibel für Nichttheologen vom Standpunkt unser neuen Theologie aus haben — hoffentlich erhalten wir sie recht bald, sie thun uns sehr not —, die beste Erklärung zum Neuen Testament. Man findet da eine Inhaltsangabe jedes Briefes, ferner Nachricht über seinen Zweck, über die Verhältnisse, unter denen er entstanden ist, kurz Vieles, was einem Bibelleser zu wissen nötig ist, wenn er das Neue Testament historisch verstehen will.

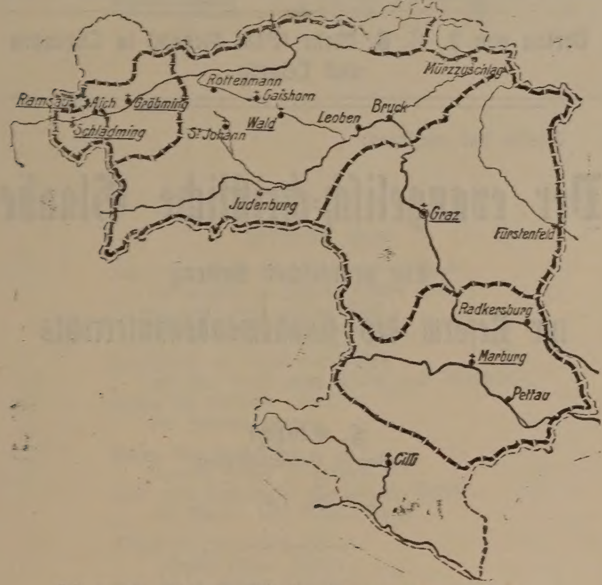
*) Gieb mir einen Standpunkt! (und ich will die Welt aus den Angeln heben. Archimedes.) D H

**) Sperrdruck in der Vorlage.

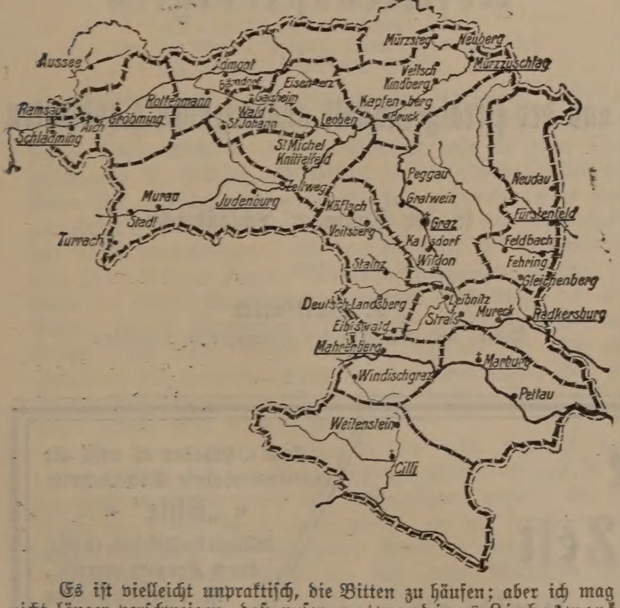
überall vornehmlich die innere Sammlung und Stärkung derer, die Hand angelegt haben, und Ausbreitung des Interesses an der Arbeit heute hier morgen dort unter denen, die ihr noch ferne stehn!

Von der Los von Rom-Bewegung in Oesterreich hätten wir gern in diesen Tagen wieder Bericht erstattet, das muß nun aber noch eine Weile verziehn. Möchten nur unsere Freunde nicht müde werden zu helfen! Wie gern schickten wir einmal eine ordentliche Summe nach Turn in Böhmen, wo man zwar einen großen Kirchbau unternommen hat, aber auch mit großen Opfern und prächtigem Eifer vorangeht.

Von dem erfreulichen Fortschritt innerkirchlicher Organisation in Steiermark erzählen die nachfolgenden Kartenbilder. Wir entnehmen sie der Broschüre von Bräunlich: Die Los von Rom-Bewegung in Steiermark. München, Lehmann 1901. 52 S. 60 Pfg. Die unterstrichenen Orte sind Wohnsitz von evangelischen Pfarrern oder Vikaren. Die andern auf der Karte verzeichneten Orte sind Unterrichtsstationen. † bedeutet: Ort mit evangelischer Kirche. ▬ ▬ Grenze der Seelsorgebezirke. Die erste Kartenskizze zeigt die evangelisch-kirchliche Organisation um Neujahr 1899:



Die zweite giebt ein Bild der Organisation von heute:



Es ist vielleicht unpraktisch, die Bitten zu häufen; aber ich mag nicht länger verschweigen, daß unser notwendiges Liebeswerk Not leidet. Ich bitte alle Kundigen, dafür zu thun, was sie können.

Die zu dem Artikel von Bonus in Nr. 31 An die Herren Verleger in neuen Religionen von mehreren Seiten gewünschte Ergänzung werden wir gern demnächst geben.

Ueber Goslar, Bahnverbindungen u. s. w., Näheres in nächster Nummer. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Gotha. Mittwoch 18. September nachm. $3^1/_2$ Uhr im Schützen: Weinel, S. 71—127.

Hannover. Mittwoch 18. September 5 Uhr bei Wachsning (Schillerstraße 25): Die Kritiker von Harnacks „Wesen des Christentums“. (16. Oktober: Bismarcks Religiosität. 13. November: Häckels Welträtsel und seine Gegner. 11. Dezember: Die neueren religiösen Dramen.)

Magdeburg. 25. September 3 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe. (Harnack Wesen d. Chr. S. 45—50.)

Nordhausen. Mittwoch 18. September $^1/_2$4 Uhr in Hotel Schneegaß.

Versammlungskalender

19.—20.	„	Evangelische Irrenseelsorger Roda
21.—27.	„	Nationalkonferenz ev. Jünglingsbündnisse Cassel
23.—26.	„	Kongreß für Innere Mission Eisenach
23.—26.	„	Ferienkursus Bern
23.—27.	„	Deutsche ev. Pastoren Großbritanniens Glasgow
30.	„	1. Oktober Freunde der Christlichen Welt Goslar
3.	Oktober	» » » » Mühlacker
1.—3.	„	Gustav-Adolf-Gesamtverein Köln
3.—4.	„	Rhein.-westf. Gefängnisgesellschaft Düsseldorf
8.—11.	„	Evangelischer Bund Breslau
14.—20.	„	Missionswoche Herrnhut
15.—17.	„	Ferienkursus Bonn
27.—29	„	Deutsche Sittlichkeitsvereine Leipzig
31.	„	1. November Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Straßburg

Chronik der Christlichen Welt

11. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 36. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die evangelische Kirche in Bayern; Vierteljahrsübersicht aus Elsaß-Lothringen; Wupperthaler Festwoche — Verschiedenes: Zum Uebertritt der Landgräfin von Hessen; Vermischte Nachrichten (Briefwechsel zwischen dem Bischof von Rochester und D. Rade; Erlaß über die Behandlung evangelischer Kranker in katholischen Krankenhäusern) — Personalien

Zu unsrer großen Freude haben wir ein
Söhnlein.
Gießen, den 3. September
Prof. **Paul Drews**
Lisa Drews geb. **Kühn**

Pensionat für Fortbildungsunterricht
Wiesbaden, Haus Sesam
Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.
L. Harcourt, Vorsteherin.
Anfragen vermittelt **Rade, Marburg**

Welcher **Geistliche** oder für evangel.-theolog. Litteratur interessierte Laie würde sich an einem evangel.-theolog. Verlage (Buch- und Zeitschriften-Verlag) mit 5 bis 10 000 Mark als **stiller Teilhaber** gegen Anteil von $33^1/_3$% am Reingewinn beteiligen? Offerte erbitte unter **D** an die Expedition dieses Blattes.

Marie Hofmann
Theodor Lieschke
Vikar an der Lutherkirche zu Plauen
Verlobte
Plauen i. V. im September 1900

Italienerin,

des Französischen völlig mächtig und in beiden Sprachen diplomiert, nicht ohne Kenntnisse im Deutschen, sucht Stelle als **Gesellschafterin, Reisebegleiterin oder zu größeren Kindern.** Referenzen und Adresse durch: **Platzhoff, Tour-de-Peilz** Schweiz.

Wir bitten zu bestellen die Wochenschrift:

Le Chrétien Français
Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Directeur: **A. Bourrier,** 93 rue Brancas, Sèvres
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an

Einzelnummern
der Christlichen Welt für 23 Pfennige,
Probenummern unentgeltlich vom Verlag

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W 9

In 8 Tagen wird ausgegeben:

„Halte was du hast“

Zeitschrift für Pastoraltheologie

Unter Mitwirkung von Dr. F. Braun (Stuttgart) DDr. H. A. Köstlin (Darmstadt) DDr. P. Kleinert (Berlin)

herausgegeben von

D. Eugen Sachsse,
ord. Professor der Theologie u. Konf.-Rat in Bonn

XXV. Jahrgang. 1. Heft

Jährlich 12 Hefte im Umfang von 3—4 Bogen. Lex.-8°.
Preis halbjährlich Mk. 4.—. — Einzelne Hefte à Mk. 1.20

Das Heft wird enthalten:

Das Gebetsleben des Pastors (Wagner)
Gewissensnöte unsrer jungen Theologen (Sachsse)
Buße, Beichte, Sündenvergebung in der protest. Kirche (Jacoby)
Homilet. Litteratur I (Achelis)
Predigtmeditationen über die Perikopen der deutsch-evang. Kirchenkonferenz: 2. Reihe der Episteln: 1.—4. Advent (Gottschick — Bock — Vorbrodt — Boy)
Das 3. Hauptstück. **Entwürfe zu Katechesen** in synthet. Gange und psychol. Stoffordnung (Eckert)
Aus dem Kirchl. Leben der Gegenwart — Aus der übrigen theol. Litteratur (Aeußere Mission II) etc.

Probehefte versenden wir **post- und kostenfrei**

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Den Herren Geistlichen empfiehlt sich zur Lieferung von

Altarlichtern
in jeder Größe

Abendmahlshostien
1000 Stück 1,25

Johannes Neumeyer Buchhandlung, **Braunschweig**

Welcher edle Menschenfreund bietet gemütvollem, anspruchlosem früherem Beamten, nur sehr bescheidene Pension beziehend, zu etwas Hilfeleistung bereit, billiges, ruhiges, mehr ländliches Asyl oder Wohnung 3 Unter „Heim“ an den Verlag.

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. Gr. Illustr. Katalog gratis-franco
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Luhns Seifenfabrik — Wasche mit **Luhns** Wasch-Extract. — Barmen

---

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister, Alfred Smith

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt !

Referenzen zu Diensten — Prospekte und Zeitungslisten gratis u. franko

---

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben sind erschienen:

Der evangelisch-christliche Glaube

Ein praktischer Beitrag zur Reform des Konfirmandenunterrichts

Von

L. Clasen
Pastor in Eichenbarleben

8. M. 1.40

Abschiedspredigten

an die

aus der Predigeranstalt austretenden Kandidaten

gehalten

in der Tübinger Schloßkirche

von

J. Gottschick
Doktor und Professor der Theologie in Tübingen

8. M. 2.—.

Probe-nummern jederzeit gratis.

Bestellungen nimmt jede Postanstalt und jede Buchhandl. entgegen. Auch der Verlag der „Hilfe“, Schöneberg-Berlin

Die Zeit bringt Hilfe

Vom 1. Oktober ab wird die national-soziale Wochenschrift • „Hilfe“ • billiges Volksblatt, 60 Pfg. durch Agenten viertelj., M. 1 bei Postbezug und im Buchhandel. Gleichzeitig erscheint als Revue „Die Zeit“ 3 M. viertelj.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg